

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. B. : J. Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 21

Wiesbaden, den 24. August 1919

37. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 24. August:	Bartholomäus
Montag, 25. August:	Ludwig
Dienstag, 26. August:	Jephthas
Mittwoch, 27. August:	Joseph von Kalasanz
Donnerstag, 28. August:	Augustin
Freitag, 29. August:	Johannes Enthauptung
Samstag, 30. August:	Rosa von Lima

Elfter Sonntag nach Pfingsten. Evangelium des hl. Markus 7, 31 — 37

In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus und kam durch Sidon an das Galiläische Meer, mitten ins Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte. Und er nahm ihn von dem Volke beiseits, legte seine Finger in seine Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu

ihm: Epheta, das ist: Tu dich auf! Und sogleich öffneten sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht. Da gebot er ihnen, sie sollten es niemanden sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr verwunderten sie sich und sprachen: Er macht alles wohl! die Tauben macht er hörend und die Stummen redend.

Helden in schwerer Zeit

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts, da durch Außerachtung der Verhältnisse in Rom die kaiserliche Kurie an Ansehen und Wirkungskraft viel eingebüßt hatte, erhoben sich mitten in der allgemeinen sittlichen Verfallszeit, festen, eifrigen und für das Gute und Besseren eifernde Seelen, die durch ein reines, fleißiges Leben ihr Teil zur Besserung der Welt der Kurie beitrugen, und durch die sie zeigten, daß echte Gottes- und Nächstenliebe in der Kurie noch nicht verloren war.

1. Giovanni Maria und Vergamo liegt das Städtchen Somaasco. Das ist der Geburtsort des heiligen Hieronymus Emilianus, des Stifter des Somascher Ordens. Er war der tapfere Sohn eines venezianischen Generals. Im Kriege gegen Karl VIII. hatte er bei der Verteidigung einer Festung wiederholt Proben seiner Tapferkeit abgelegt. Zweimal hatte er sich in der Schlacht verwundet. Der Kaiserliche wurde er gefangen genommen und in den Kerker geworfen. Aber er bewahrte die Festigkeit seines Lebens. Als er infolge des Friedensschlusses die Freiheit wiedererlangte, machte er Ernst mit seiner Befreiung. Mit Würden der Andacht und Nächstenliebe brachte er sein Leben zu. Er besuchte die Armen, pflegte die Kranken. Während der Zeit, im Jahre 1523, war er der Seuchengel der verlassenen Pestkranken. Die Seuche hatte vielen armen Kindern die Eltern geraubt. Für diese Waisen erbaute Hieronymus in Venedig ein großes Waisenhaus. Später errichtete er zwei große Waisenhäuser in Brescia, in Vergamo, ferner ein Rettungshaus für verunglückte und verwahrloste Mädchen.

Wir lesen das und meinen vielleicht, das ist doch nichts Besonderes. Solche und ähnliche Häuser werden heute doch so viele gebaut und niemand macht ein Aufhebens davon. Das ist wohl richtig. Allein in der damaligen Zeit waren solche Häuser, die jetzt in jeder größeren Gemeinde von der geistlichen wie weltlichen Behörde errichtet werden, etwas ganz Neues. Jene armen Unglücklichen wurden damals sich selbst überlassen. Es geschah zwar manches von Seiten der privaten Nächstenliebe. Aber eine organisierte Hilfeleistung gab es damals noch nicht. Sie regte sich indessen überall, und die heiligen Ordensstifter, die der Herr in damaliger Zeit erweckte und die er mit einem wunderbaren Verständnis für die Not und die Bedürfnisse der Zeit ausstattete, setzten in den meisten Fällen die Anregung in die Tat über.

Es schlossen sich Hieronymus zwei gleichgesinnte Priester an. Mit ihnen ließ er sich

im Städtchen Somaasco nieder und führte mit ihnen ein klösterliches Leben. Das ist der Anfang des Ordens der Somascher. Mit Hilfe des Herzogs Franz Sforza von Mailand gründete Hieronymus Wohltätigkeitsanstalten in Mailand und Pavia. Unterricht des armen Volkes und ganz besonders die Erziehung armer Waisenkinder, das ist der von Hieronymus gewollte hauptsächlichste Zweck des Ordens. Es wurden solche Waisenhäuser weiter gebaut in Como, Verona, Genua, Ferrara, Rom, Ne-

apoli, sein ganzes Vermögen in Aussicht gestellt, wenn er sich dem Handelsgeschäft widmen wollte. Auch die Eltern wünschten, daß er auf den Vorschlag des Oheims einging. Als in Philipp, obgleich erst 18 Jahre alt, wollte vom Geld nichts wissen. Um die Armen unterstützen zu können, hatte er einmal sogar seine Bücher verkauft, für die damalige Zeit, wo die Bücher nur selten und nur für schweres Geld zu haben waren, ein heroisches Opfer. Nicht Vergnügen, sondern Mühsal suchte er. Schon als Student wählte er eine sehr ärmliche Wohnung, Nahrung und Lebensweise. Den Tag brachte er bei den Kranken, die Nacht in den Kirchen und Katakomben Roms zu, wo er betete. Priester geworden, verdoppelte er die Werke der Frömmigkeit und Nächstenliebe. Im Beichtstuhl saß er oft von früh morgens bis spät abends.

Nicht Ehre, sondern Verachtung der Menschen war das, was er liebte und beehrte. Es war ihm sehr peinlich, wenn Fremde kamen, um ihn zu sehen. Was er Gutes tat, wollte er im Verborgenen tun. Sein ganzes Wesen zeigte die liebenswürdigste Einfachheit, seine Predigten zeichneten sich aus durch Milde, Einfachheit und herzlichen Konversationsston. Die angetragene Kardinalswürde schlug er wiederholt aus. Als ihm Papst Gregor XIV. ein rotes Virett (die Kopfbedeckung der Kardinalen) ins Haus schickte, sandte er es mit einem kleinen Scherz an den Papst zurück.

Philipps Nächstenliebe umfaßte alle, die Großen wie die Kleinen dieser Welt. Die Päpste, unter deren Regierung er in Rom lebte, verehrten ihn wie einen Vater. In den wichtigsten Angelegenheiten wurde er von ihnen zur Rate gezogen. Überall bewährte er, auch im Umgang mit den Päpsten, seine ungezwungene Deutlichkeit und seinen apostolischen liebenswürdigen Freimut. Mit den hl. Männern seiner Zeit, wie mit dem hl. Ignatius von Loyola, dem hl. Karl Borromäus, dem hl. Franz v. Sales und dem hl. Petrus v. Cantalizio, stand er in freundschaftlichem Verkehr. Auch mit den weltlichen Großen verstand er vorteilhaft umzugehen. Er gab den Anstoß zur Erforschung der Katakomben. Der berühmte Tonkünstler Palästina war sein Freund. Die größten Musiker von Rom setzten ihm seine geistlichen Dramen und seine Oratorien in Musik (woher dieser Name in der Musik seinen Ursprung hat). Für die höchsten Persönlichkeiten war er Ratgeber und Seelenführer. Staatsmänner und Adelige zogen ihn bei wichtigen Angelegenheiten oft ins Vertrauen.

Blauduftige Ferne

Blauduftige Ferne, wie bist du so schön,
Wenn sinkend die Sonne durchlichtet dich ganz,
Wenn glutübergossen die ragenden Höhen
Noch einmal sich baden im strahlenden Glanz.

Blauduftige Ferne, was lockst du so hold,
Was schmeichelst du lieblich dem Herzen dich
Mit Farben, gemischt aus Azur und Gold, dein
Aus flammendem Purpur und Rosenschein?

Blauduftige Ferne, wie oft, ach wie oft
Hat schon mich getäuscht die winkende Pracht,
Statt Edens Gesicht, das mein Sehnen erhofft,
Erstarrt dein Gesimmer im Dunkel der Nacht.

Blauduftige Ferne, was lädst du denn noch
Geheimnisvoll lächelnd des Wanderers Fuß,
Gleich Fata Morgana ihn trügend? — und doch
Blauduftige Ferne, ich folg' deinem Gruß!

A. Jäggli.

ronimus starb im Jahre 1537. Noch heute blüht seine Stiftung in Italien und in einigen benachbarten Ländern.

2. Ein Held der christlichen Nächstenliebe ist der ewigen Stadt war der heilige Philippus Neri. Was Vinzenz von Paul in Paris, das war Philippus Neri in Rom, aber ein Menschenalter früher. Er war 1515 in Florenz geboren und stammte, ähnlich wie Vinzenz, aus einer wenig begüterten Familie. Sein Onkel, ein reicher Handelsmann, hatte ihm

Mehr noch als die Großen zogen ihn die Kleinen an. Den Armen und Kranken war er ein wahrer Vater. Anfangs pflegte er sie selbst. Später gab er auch anderen Anleitung zur Armen- und Krankenpflege. Diese Liebe zu den Armen war schon in frühester Jugend bei ihm erwacht, so daß er einfach der „Bispo buono“ genannt wurde. Er gründete ein Spital für Arme und Pilger, in dem im Jahre 1625 allein 600 000 Pilger versorgt wurden. Noch im Jahre 1825 fanden beim Jubiläum 250 000 Pilger Pflege und Obdach in diesem Hause, in dem im Laufe der Jahre Millionen armer Pilger ein gastliches Heim gefunden haben.

Mehr noch als die materiell Armen lagen dem Heiligen die geistlich Armen, die Sünder am Herzen. Alles drängte sich zu seinem Beichtstuhl. Ganze Tage und halbe Nächte brachte er hier zu. Selbst an seinem Todestage war er von früh morgens bis spät in die Nacht im Beichtstuhl gewesen und hatte nachher noch seine Ordensbrüder Beicht gehört. Gott allein weiß, wieviele Seelen seine väterliche Milde und Güte gerettet hat.

Der Sünde vorbeugen, vor der Sünde bewahren war sein heiliges Bestreben. Damit die Jugend von schlechten Theatern abgehalten werde, eröffnete er sein Oratorium für kirchliche Musik. Um das Volk von den Karnevalsbelustigungen, die stets mit schreyerischen Ausstellungen verbunden waren, abzuhalten, ordnete er die Kirchensfahrten an, mit Predigten in fünf Kirchen in Rom.

3. Die Lieblinge seines Herzens waren die Kinder. Es kam vor, daß die Kleinen vor seiner Bette einen Beichtstuhl vorklärten. Er hörte sie aber nicht. Wenn er sich auf der Straße blicken ließ, lief ihm die Jugend in hellen Scharen nach. Im Frühjahr führte er die Kinder in den Gärten zur Tafel-Eiche, wo er dann selbst an ihren Spielen teilnahm. Alles tat er in der Absicht, die Kinder vor der Sünde zu bewahren. Von ihm stammt auch der Ausspruch: „Gerne würde ich den Kindern gestatten, Holz auf meinem Rücken zu lasten, wenn sie nur nichts Böses thun.“

Sein Gemüt war immer heiter, es mochte ihm gehen, wie es wollte. Seine heiße Gottesliebe flammte aus seinen Worten hervor: „Wenn du, o Gott, von uns Menschen geliebt werden willst, warum hältst du uns nur ein einziges Herz gegeben, und dazu noch ein so kleines?“ Sein Aeußeres war ein Widerschein seines Innern. Er war von hoher körperlicher Schönheit und herzerwinnender Freundlichkeit. Seine Vorträge im Oratorium waren voll kindlicher Einmüthigkeit, Frömmigkeit und Liebe. Gott zu lieben, Ihn zu dienen und ihm Freude zu machen, war seine einzige Leidenschaft.

Kein Wunder, daß Gott ihm schon hienieden diese Liebe vergalt. Er schenkte ihm die Gabe der Wunderkraft, die so weit ging, daß Philipp den 14-jährigen Fürsten Paolo Massimo von den Toren erweckte. Dieses Ereignis wird noch heute in Rom am 10. März feierlich begangen. Das Uebermaß von Tröstungen, das Gott über seine Seele ausgoß, versetzte ihn oft in Verzückungen.

Im Jahre 1548 stiftete er zu Rom die Bruderschaft der hl. Dreieinigkeit zur persönlichen Erbauung der Mitglieder, die sich an bestimmten Tagen zur Anhörung seiner Vorträge in einer Kirche versammeln. Diese Bruderschaft ward bald erweitert, brachte mit Hilfe vieler Wohlthäter ein großes Hospital für arme Pilger zustande, von dem oben die Rede war, und erhielt zu ihren Anstandsungen den weiträumigen Raum über einer Kirche, den Philipp zu einem Bethause — Oratorium — einrichtete, wovon die von ihm gegründete Gesellschaft den Namen der Priester des Oratoriums erhielt. Gregor XIV. bestätigte 1671 den Verein, der sich ein größeres Oratorium erbaut hatte und aus Priestern und Brüdern ohne ewige Gelübde bestand. Der Stifter wollte sich derjenigen annehmen, die nicht gerade in einen geistlichen Orden treten wollten. Außer in Rom ent-

standen bald ähnliche Häuser in Vucca, Macerata, Palermo und anderen Städten Italiens. Die Häuser wirkten noch heute segensreich. Auch über Italien hinaus haben die Oratoriarer in mehreren Diözesen Verbreitung gefunden.

Philippus selber war wissenschaftlich gebildet und pflegte das theologische Studium. Die Pflege der Wissenschaft ist denn auch eine besondere Seite der Kongregation. Der berühmte Casar Baronius, sowie Anton Galloni, Eborico Rinaldi und andere gelehrte Männer sind aus dem Oratorium des hl. Philippus Neri hervorgegangen.

Seinen Tod sagte er auf den Tag voraus. Nachdem er den ganzen Tag im Beichtstuhl zugebracht hatte, starb er bald nach Mitternacht, im Alter von 80 Jahren, am Tage nach Fronleichnam, den 26. Mai 1595. 27 Jahre nach seinem Tode wurde er in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen. Neben den Apostelen ist er der erste Schutzheilige von Rom.

Sein Wirken in der Stadt Rom gilt wie ein halbes Konzil. Sein Einfluß auf Frömmigkeit und Nächstenliebe war unermesslich. Er gab den Anstoß für die vielen Werke der Wohltätigkeit, die nach seiner Zeit in der ewigen Stadt ausflüßten. Ope.



Die hl. Franziska von Chantal

21. August

Eine Zeitgenossin des heiligen Bischofs Franz von Sales teilte sie mit diesem die Liebe zu den Armen, Kranken und Nolldenden. Sie wuchs in Ehren und Glanz auf einem Schlosse auf. Ihre Mutter starb, als sie noch nicht zwei Jahre alt war. Da nahm der Vater selbst die Erziehung in die Hand und legte ihr den Grund zu ihrem frommen Leben. Eine Zeitlang lebte sie im Hause ihrer älteren Schwester, die nachherwärts verheiratet war. Ihre Gesellschafterin, die sehr weltlich gesinnt war und sie zu den gefährlichen Sitten und Gewohnheiten der Welt veranlassen wollte, wurde von ihr bald als eine gefährliche Person erkannt. Sie trennte sich von ihr. Im Hause ihrer Schwester lernte Franziska einen jungen Edelmann kennen, der auf sie einen starken Eindruck machte. Sie war nicht abgeneigt, seinen Heirathsantrag anzunehmen. Da erfuhr sie, was man ihr bisher verheimlicht hatte, daß dieser protestantisch sei. Sofort gab sie den Verkehr auf und erklärte auf das Bestimmteste, sie werde nie einen Gegner der Kirche heiraten. Diese entschiedene Sprache verschaffte ihr eine Freundschaft im Hause ihrer Schwester. Man wurde kalt und abstoßend gegen sie, und, da sie sonst niemand hatte, bei dem sie sich hätte aussprechen können, litt sie sehr unter dieser Behandlung.

Da kam ein Brief ihres Vaters, der sie ins elterliche Haus rief. Ein Baron von Chantal, ausgezeichnet durch hohe Vorzüge des Geistes und des Herzens, ein religiöser und frommer Mann, hatte um ihre Hand angehalten. Der Vater erklärte indeß, sie solle vollständig frei in ihren Entschlüssen sein. Franziska entschied sich zur Eheliche. Als Ehefrau und Gattin führte sie ein musterhaftes Leben, behandelte insbesondere ihre Dienstboten freundlich und verhältnißmäßig und wenn ein Diensthott krank wurde, pflegte sie ihn selber. Ihr Schloß war das Ziel aller Armen der Umgegend. Sie gab oft alles hin, so daß keine Vorräte mehr auf dem Schlosse waren. Um seine treue Dienerin zu ehren, wirkte einmal der Herr das Wunder der Witwe von Sarepta, indem Franziska mit einem Scheffel Mehl ein halbes Jahr lang ihr eigenes Haus versorgte und dazu noch die dürftigen Weiste.

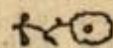
Ihr Mann verunglückte auf der Jagd, mit 28 Jahren wurde sie Witwe. Nunmehr entschloß sie sich, noch mehr als bisher ein Leben für Gott und in Gott zu führen. Sie hatte das Glück, den heiligen Bischof von Sales zu ihrem Beichtvater zu erhalten. Dieser erkannte in

ihm ein Werkzeug der Vorsehung. Borent wurde sie der Herr durch ein fast achtjähriges Noviziat, das die Vorstufe bildete zu ihrer späteren Verwendung für die Pläne der göttlichen Weisheit.

Ihr Schwiegervater, ein wunderlicher und eigenwilliger Greis, veranlaßte sie, mit ihren vier Kindern zu ihm zu ziehen und ihm den Haushalt zu führen. Dieser hatte eine Magd, eine Witwe mit fünf Kindern, bei sich, die das Regiment im Hause führte und bei hl. Franziska das Leben sauer machte. Alle Bosheiten und Unarten dieser Person ertrug sie stillschweigend, nahm sich ihrer Kinder an und tat alle Dienste der niedrigsten Magd. Soweit sie nicht behindert wurde, pflegte sie in ihrer Wohnung die Kranken, die sie von der Straße aufgelesen hatte, auch die ekelhaftesten und solche, die überaus ausgewiesen waren. Auch ging sie in die Häuser der Kranken und pflegte sie dort. Den Sterbenden stand sie bei, wusch die Leichen und sorgte für ein christliches Begräbniß. Einmal pflegte sie 3 1/2 Jahre lang eine Frau, die an einem Krebsgeschwür litt. Diese Frau war eine wandelnde Leiche. Der Geruch ihrer Geschwüre war unaussprechlich. Niemand wollte sie in seiner Nähe haben. Die Diensthöten, die Verwandten der jungen Witwe machten ihr heftige Vorwürfe wegen dieser Pflege. Sie erwiderte: „Kein Mensch will zu ihr gehen; was soll denn aus ihr werden, wenn auch ich sie verlasse? Wenn ihr in diesem Zustand wäret, möchtet ihr ohne Bistand sein? Was würde am Tage des Gerichtes der Herr zu mir sagen, wenn ich ihn in der Person der Unglücklichen nicht versorgen wollte?“

Franziska hatte sich schon lange mit Gott und ihrem heiligen Seelenführer beraten, daß sie der Welt ganz entzogen wolle. Einen sehr vorteilhaften und ehrenvollen Heirathsantrag hatte sie abgewiesen. Nach einem schmerzlichen Abschied von ihren Kindern ritt sie nach Annecy, zum hl. Franz und begann unter Leitung des hl. Bischofs das Klosterleben. Im Alter von 38 Jahren nahm sie mit noch zwei anderen den Schleier. Ihre Stiftung nennt sich Orden von der Heimsuchung Maria oder Salesianerinnen. Bischof Franz von Sales hat die Statuten entworfen und führte das Kloster zu großem Ansehen. (Gegenwärtig zählt der Orden etwa 170 Häuser mit über 7000 Mitgliedern.) Was sie früher bereits im Schoß ihrer Familie getan hatte, das konnte sie nunmehr in reichem Maße ausüben, den Dienst an den Kranken, Nolldenden und Kindern. Unermüdetlich war sie tätig im Dienste der Nächstenliebe. Nachdem sie fast alle ihre Kinder und Verwandten durch den Tod verloren hatte und kein Band mehr sie an die Erde festhielt, ward sie reif für den Himmel beunden. Im Jahre 1641 starb sie im Alter von 63 Jahren.

„Die Liebe ist langmüthig, ist gütig. Die Liebe ist nicht eifersüchtig, sie handelt nicht unbescheiden, sie bläht sich nicht auf, sie ist nicht ehrsüchtig, sucht nicht das Ihrige. Sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht an, sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich aber mit der Wahrheit. Alles erträgt sie, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles übersteht sie.“ (1. Cor. 13.)



Innere Reform!

Wenn nun heute ein Staat mit der deutschen durch und durch versucht ist mit gescheiterten Miststoffen aller Art die Linie der Frömmigkeit in bedenklichster Weise in Frage stellen, wenn soll man da nicht bei der Frage nach der besten Arznei für diesen kranken Körper damit beginnen, den kleinsten Keim der Erscheinungen des Großen, Samen zur Gährung zu verhelfen? Ist es gelungen, der Weichheit der Einzelercheinungen nachzugehen, so wird das Leben einzuschießen, dann ist der Kampf gegen einen böseren Zukunft entschieden. Wo bleibt aber die Reform der Innerlichkeit? Wo bleiben die ethischen Werte, die jedem

gesunden Staatsleben zugrunde liegen müssen? Das einzige, von dem man sprechen hört, ist die Notwendigkeit der Arbeit. Es ist aber keine Grundlage des inneren Vertrauens und Selbstgefühls, das den Massen abgeht, sondern nur eine notwendige Folgeerscheinung. Man soll aber keine Folgerungen erwarten, wo keine Voraussetzungen gegeben sind. Hat man aber jemals vom Regierungstische aus von inneren ethischen Voraussetzungen praktisch Notwendigkeiten sprechen hören? Auch die Forderung nach Arbeit ist in keiner ihrer Begründungen auf ihre sittlichen Grundlagen zurückzuführen. Von Bakula, von Verpflichtungen dem Sieger gegenüber konnte man reden hören, nicht aber von der Arbeit letzten Grunde. Das treue deutsche Gemüt liegt begraben unter dem Schlamm des brutalen Egoismus, einem der traurigsten Ergebnisse dieses Krieges.

Das deutsche Herz wieder mit einem alten Glanze der Treue, der Ehre zu umgeben, das ist die Forderung des Tages. Und nur die Familie, die treue deutsche Frau und Mutter, der pflichtbewusste Vater und Vorgesetzte, die ebensoviele kleine waren in ihrem Stolz, als größer in ihrer Seele. Nehmen wir zurück zu jenen Auffassungen, die die Ehe als das heiligste Band betrachten, das zwei Menschen verbinden kann. Die Achtung vor der göttlich-geistigen Autorität der Gemeinschaft ist die Garantie für die fruchtbringende Qualität des Staatsbürgers. Diese Achtung wird aber nur erworben von Menschen, die die letzten Beziehungen der Ehegatten nicht in der Materie suchen, sondern in dem Zusammenfließen, im Verschmelzen aller Fähigkeiten der Seele zu einer starken geistigen Einheit. Dies ist der wundere Punkt, an dem der Nebel angelegt werden muß, um unser armes deutsches Vaterland wieder heranzuwinken zu icken Höhen. Nur verständnisvolle und zielbewusste Zusammenarbeit aller derjenigen, die sich aus dem Schiffbruch unserer Tage das sittliche Gewissen gerettet haben, kann diesem unerhörten Unterfangen zu einem greifbaren Erfolge verhelfen. Dies soll keine Aufforderung sein zu einer überstürzten schöngeistigen Vereinsmeterie, sondern ein Mahnruf an alle, denen das Wohlergehen unseres Vaterlandes wirklich als ideales Gut am Herzen liegt, denen das Unglück unseres Vaterlandes nicht nur schmerzhaft ist aus seiner Beziehung heraus zum winzigen Einzelschicksal. Denen soll es ein federnder Antrieb sein, die aus der stolzen Würde der Persönlichkeit die Würde der Heimat folgern. Durch seine Beruflichkeit, durch die unmittelbare Wirkung der Tat wirkt jeder, der die Berufung in sich fühlt, in dem kleinen oder großen Kreise, in dem sein Leben sich abrollt. Findet der eine Mensch keinen Resonanzboden bei den materialistisch verfeinerten Ältern, dann suche er seine Jünger unter der Jugend, die noch immer für Ideale dankbar war. Und was kann es Schöneres geben, als in die Herzen des kommenden Geschlechtes den köstlichen Samen wahrer Menschenvürde einzupflanzen. Welch größeres Glück kann es für den nach hohen Zielen strebenden ganzen Menschen geben, als das heilige Feuer wahrer Begeisterung in klaren Kinder Augen als köstliches Anzeichen erfolgversprechender Anfänge edleren Denkens.

Was nützen alle äußeren Reformen, was nützen alle Gesetze zur Verbesserung der sozialen Lage eines Volkes, wenn diese Maßnahmen einem äußeren Zwange ihre Entstehung verdanken, statt der inneren Überzeugung des Gesetzgebers, einem würdigen Volke würdige Existenzbedingungen zu bereiten, wenn dieses Volk nicht in der Lage ist, die Voraussetzungen zu schaffen, die dem Gesetzgeber seine heilige Pflicht vor Augen führen?

Können die angeführten Gesichtspunkte nicht zu einem organischen Bestandteil unseres Staatslebens gemacht werden, dann hat das deutsche Volk aufgehört zu existieren.

Wo hat sie's gelernt?

Kennchen saß in der Zimmerecke und spielte mit ihrer Puppe. Das Kaffeegeschwür stand auf dem Tisch, und die Mutter war soeben hinausgegangen. Sie hatte der Kleinen ein Stück Zucker abgeschlagen. Kennchen wollte doch einmal sehen, ob nicht noch Zucker auf dem Tische stehe. Und als sie die geöffnete Dose sah, zog sie das Tischtuch so weit heran, daß sie ein Stückchen aus der Dose nehmen konnte. Nur ein einziges, ganz kleines Stückchen, das merkt die Mutter nicht.

Als die Mutter zurückkehrte, sah sie sofort, daß am Tischtuch gezerrt war.

„Mama, du hast gemerkt?“

Das Kind schwieg.

„Mama“, fuhr die Mutter ernst fort, „du weißt doch, daß der liebe Gott oben vom Himmel alles sieht. Er hat die guten Kinder lieb und läßt sie in den Himmel, aber die bösen, die lügen, kommen in die Hölle. Willst du die Wahrheit sagen?“

Das Kind schenkte mit der Puppe und überlegte sich die Angelegenheit. Plötzlich ließ sie die Puppe fallen, faltete die Hände und sagte: „Ja!“

„Das war recht, liebes Kind, so mußt du stets die Wahrheit sagen. Für dieses Mal

Das Zeichen an den Bergen

Die hohen Bergesrunden
Sich reihend um den Rhein,
Sind mir zu allen Stunden,
Bei Sonn- und Sternenschein,
Gar lebensvolle Zeichen,
Wie hehr die Welt erstand
In Schönheit sondergleichen
Aus Gottes Künstlerhand.

Die Blumen all vergehen
Mit Stauch und Baum und Wald,
Vergehen und erstehen
In wechselnder Gestalt;
Die Berge, die da ragen
Im Licht, dem Staube fern,
In eherner Stirne tragen
Das Monogramm des Herrn.

L. v. Heemstedt.

sollst du auch keine Strafe erhalten. Wer verdirbt du mir, daß du es nie wieder tust?“

„Nein, liebe Mutter.“

Kennchen spielte weiter und erzählte ihrer Puppe, daß man nicht lügen dürfe, sonst würde der liebe Gott im Himmel böse.

Das Dienstmädchen kam herein und meldete, daß Frau Müller mit ihrer Tochter zu Besuch komme. „Ach, die häßlichen Klatschweiber“, brummte Kennchens Mutter.

Als die Damen eintraten, eilte die Frau des Hauses ihnen mit freundlicher Miene entgegen.

„Ach, wie freut mich das! Wie wohl Sie aussehen, liebe Müller, und das Töchterchen wie jeden Tag hübscher. Nehmen Sie Platz, legen Sie ab. Sie wissen, wie gerne ich mit Ihnen plaudere.“

Kennchen hatte die Puppe beiseite gelegt und starrte mit großen Augen ihre Mutter an, die jetzt die „häßlichen Klatschweiber“ so lieb und hübsch fand.

Als der Besuch sich unter einer Flut von Liebenswürdigkeiten verabschiedet hatte, sagte die Mutter: „Gott sei Dank.“

Kennchen fragte zögernd: „Mutter.“

„Was willst du?“

„Hast du die Klatschweiber lieb?“

„Willst du wohl Mitleid sein, Luise, schide ich dich ins Schlafzimmer.“

Der Vater kam zurück. Bald darauf brachte das Dienstmädchen eine Rechnung herein, der Schneider wartete auf Geld.

„Ich bin schlecht bei Kasse“, seufzte der Vater.

Die Mutter wußte zu helfen: „Sag dem Schneider, mein Mann sei nicht zu Hause, wir würden das Geld schicken.“

Das Dienstmädchen ging und Kennchen sah, wie es verschmüht lachte, als es den Eltern den Rücken zugekehrt hatte.

„Baba“, rief Kennchen, „bist du zu Hause?“

Die Mutter brachte das Kind ins Schlafzimmer, dort konnte es sich die Antwort auf seine Fragen selbst suchen.

Am folgenden Tage lag ein Schruftopf in der Küche in Scherben. Wer anders konnte ihn zerbrochen haben, als das naschhafte Kennchen. Die Mutter zog das Kind in Untersuchung, sie bat und drohte, sie erinnerte an den Born des Hohen Wortes — aber Kennchen leugnete hartnäckig.

Es war dreizehn Jahre später. Da ließ ein junger Mann seine ehrlichen blauen Augen auf der hübschen Anna ruhen, und er fragte sie: „Liebst du mich wirklich, willst du mein Weib werden?“

„Ich bin nicht häßlich“, fuhr er zögernd fort, „ich bin nicht geistreich und bin glänzender Weltmann, wie du deren so viele um dich siehst. Ich biete dir ein treues, volles Herz, und ich verlange dein ganzes Herz. Wir stehen hier unter Gottes Sternenzelt, vor den Augen des Allwissenden. Ich schwöre dir, daß ich dich allein liebe, kannst du es auch schwören?“

Sie schwor es ihrem „lieben, einzigen Karl“, und dann ging sie nach Hause und schrieb: „Teuerster Max! Es geht nicht anders. Mein Herz wollte brechen, aber ich war stark. Ich gebe dem reichen Karl für meine Hand, aber mein Herz — o, du weißt ja, daß es nur dir gehört.“

Es vergingen einige Jahre in Sauf und Braus, in Leppigkeit und Glanz. Da kam eines Tages Karl zu Kennchens Eltern geschäftlich und kammerte: „Es ist alles aus, alles aus. Sie hat mein Vermögen ruiniert, mein Herz gebrochen, sie hat mich belogen und betrogen. Ihr erstes Gelübnis der Liebe war ein niederträchtiger Meineid. Sie hat die Rute der Lügen weiter gesponnen, bis sie riß.“

„Schämen Sie sich“, rief entrüstet die Mutter, „wie können Sie von unserer Tochter so etwas sagen. Wir haben sie auf das strengste erzogen als gewissenhafte Christin, und namentlich zur Wahrheitsliebe stets angehalten. Von Kind an hat sie gelernt, daß der liebe Gott die Lüge verbietet und straft. Und sie hat mir längst wahrheitsgemäß erzählt, woran das Unglück der Ehe liegt. Ja, Sie sind schuld, Herr Schwiegersohn, mit Ihrer Anmaßerei, Ihrer Geschäftsunkenntnis, Ihrer Eitelkeit.“

Wiederum vergingen einige Jahre, da schlich ein kühnendes, blaßes Weib die Treppe hinauf, über die einst Schön-Kennchens kleine Füße geklopft waren. Sie zog die Klingel bei den armen Eltern und sank dann ohnmächtig zusammen.

Als sie zum Sterben kam, bekannte sie ihre Schuld. Fassungslos standen die Eltern vor dem entsetzlichen Bild des vernichteten Lebens, vor dem die abgebrochenen Säule der Kranken den Schleier stückweise abriffen.

„Wie konntest du so freveln gegen die Wahrheit?“ seufzte die Mutter. „Wo hattest du solche Bosheit gelernt?“

„Bei Euch.“

„Bei uns? Gottloses Kind, habe ich nicht von der Wiege an dich gelehrt, daß Gott alle Lüge bestraft?“

„Ich habe mich an euerem Beispiel gehalten, Gott verzeihe mir und — euch.“

Robinetta

103

Roman von Kate Douglas Wiggin.

Nachdruck verboten.

Eines Morgens lief Robinetta gleich nach dem Frühstück in ihr Zimmer hinauf und holte sich ihren Hut. Mark Savendar war für einige Tage nach London zurückgekehrt, aber sogar die matte Unterhaltung während der Fahrt hatte Robinettas Freude über den Sonnenschein, das frische Sonnenlicht, und sie war noch vermehrt worden durch die Aussicht auf einen Spaziergang mit Carnaby, mit dem sie sich sehr angefreundet hatte.

Carnaby blickte sie strahlend an, als sie auf den Stufen vor der Haustür stand.

„Unter all meinen Bekannten gibst du keine Frau, die so gut angezogen ist, wie du!“ bemerkte er beifällig, indem er sich bemühte, den Ton eines Weltmannes anzuschlagen.

„Wie viele gut angezogene Damen kennst du, mein Kind?“ Robinetta zog dabei ihre Handschuhe an.

„Ich treffe 'ne Menge, hier und da“, entgegnete Carnaby trozig. „Und Sie nennen mich nicht Kind!“

„Nicht? Dann sind Sie wohl sehr schlichtern und wagen nicht, einen zukünftigen Admiral wie einen Jungen anzureden!“

Robinetta trug ein weißes Sergekostüm, und der an zwei Seiten aufwärts gebogene Rand ihres Strohhutes wurde von schwarzen Eulenköpfen gehalten. Mrs. Benson und die kleine Cummins hatten dies Kunstwerk neugierig betrachtet, während Robinetta sich fühlte.

„Er ist unten schwarz und oben weiß“, Mrs. Benson. „Wie kann das bloß angehen? Es sieht so aus als ob ein Hut oben auf dem andern säße!“

„So ist es auch, Cummins. Es ist ein doppelter Hut — in Amerika tun Sie rein alles, was ihnen einfällt — es ist ein doppelter Hut mit zwei schwarzen Eulenköpfen; ich wette, Sie haben 'nen gehörigen Preis dafür verlangt.“

„Sie selbst und alles, was Sie an hat, ist wunderschön“, sagte die kleine Cummins standhaft.

„Darf ich dich Cousine Robin nennen?“ fragte Carnaby, als sie sich in Marsch setzten. „Robinetta ist solch' langer Name.“

„Cousine Robin klingt sehr nett, finde ich. Eigentlich müßte ich aber deine Tante sein, das wäre viel passender.“

„Tante, hat sich was!“ rief Carnaby. „Du hast 'ne Vorliebe dafür, dich für alt auszugeben, aber das glückt dir nicht. Als ich zuerst hörte, du wärest 'ne Witwe, dachte ich, du müßtest so alt sein wie Großmutter. . . . Cousine Robin, glaubst du eigentlich, daß du nochmals heiraten wirst?“

„Es ist sehr indiskret, wenn ein Herr einer Dame eine solche Frage stellt! Hastest du die Absicht, mich zu bitten, ich möchte auf dich warten, lieber Middy?“ fragte Robinetta. Sie lachte und legte in gänzlicher Unachtsamkeit seiner Stimmung ihren Arm in den seinen.

„Ich würde sofort warten, wenn du es wolltest! Ich würde mein Leben lang warten! Es gibt niemand wie dich auf der ganzen Welt!“

Die Erregung, die in den leise hervorgehobenen Worten lag, überraschte Robinetta auf das unangenehmste. Hier gab es etwas, das augenblicklich im Keim erstickt werden mußte. Sie ließ Carnabys Arm los und sagte: „Darüber sprechen wir noch, mein lieber Middy, aber jetzt darfst du erst mal mit mir um die Wette laufen: an dem Tulpenbeet vorbei, bis zu der Bank unter der großen Eiche. Komm!“

Im nächsten Augenblick hatten beide die Bank erreicht. Carnaby mit einem kleinen Vorsprung, der seinen Ehrgeiz befreudigte und mit glühenden Wangen, deren Rot nicht allein vom Laufen herrührte.

„Sehe dich, Vetter“, befahl Robinetta. „Und nun gib mir deine beiden Blüten und blicke mir gerade in die Augen.“

Carnaby war nicht feige. Seine staatsgemäßen

Augen blickten, als sie Robinettas Blick begegneten. „Carnaby, weißt du, was du mir bist? Du bist mein Vetter, mein einziger männlicher Verwandter. Ich habe dich so lieb gewonnen; verdirb uns nicht alles! Denk daran, was du mir sein kannst, wenn du willst! Ich stehe ganz allein in der Welt, und wie gerne würde ich dich für mich sorgen lassen, wenn du erst ein wenig älter bist! Der Gedanke, daß mein lieber, junger Middy mir dereinst als starker Mann mit Rat und Tat zur Seite stehen wird, würde mich so dankbar machen! Das war es sicher, was du meinst.“

„Du wirst ja doch bald heiraten!“ platzte Carnaby heraus. „Dann wirst du deinen Vetter vergessen!“

„Vorläufig hege ich in dieser Hinsicht keine Absichten, aber wenn ich andern Sinnes werden sollte, werde ich dich um Rat fragen. Wie gefällt dir das?“

Was wohl die Blume sagen mag?

Kennst Du das Wort, das aus der Erde
Die Blume ruft an's Tageslicht,
Das Wort, das heute noch sein „Werde“
Allmächtig wie im Anfang spricht?
Hast Du verstanden, was die Blüte
Dir sagte, die am Wege stand.
Die Botschaft, die der Gott der Güte
In jeder Blume Dir gesandt?
Denn jede spricht von seinem Ruhme,
Von seiner Weisheit, seiner Macht,
Es wird auch von der kleinsten Blume
Ein Gruß der Liebe Dir gebracht.
Wie manche hast Du schon gebrochen,
Wie viele hast Du schon zersört,
Sie haben all zu Dir gesprochen
Und Du — Du hast es nicht gehört.

Das Veilchen unter Deinen Füßen,
Die Rose die zerpfückt die Hand,
Sie sprachen still, es läßt Dich grüßen,
Die Liebe dort im Heimatland.
Wird nicht in jeder Blumenkrone
Die Himmelskrone offenbart?
Zeigt sie nicht aufwärts nach dem Lohne,
Den Gottes Huld uns offenbart?
O' lese von dem grünen Blatte,
Das aus dem Zweig der Frühling treibt,
O' lies auf blumenreicher Matte,
Die Botschaft, die die Liebe schreibt.
Das ist der Blume ihre Sprache,
Wie allzeit sie die Liebe sprach,
Das ist die Antwort auf die Frage:
„Was wohl die Blume sagen mag.“

Johanne Luise Rohm.

„Es gefällt mir gar nicht“, meinte der Junge feuchend, „also laß es lieber! Du würdest doch tun, was du willst, trotz allem, was jemand dagegen sagte.“

Eine etwas verlegene Pause folgte; dann brach Robinetta das Schweigen.

„Nun, lieber Middy, sind wir die besten Freunde?“ fragte sie, indem sie von der Bank aufstand und ihre Hand ausstreckte.

Der Knabe ergriff sie und sagte in einem Ausbruch von Ritterschick: „Du bist die liebste, beste und schönste Cousine der Welt! Es ist dir doch nicht unangenehm, wenn ich dich für die Schönste halte?“

„Unangenehm? Ich bin entzückt davon! Ich werde dich auf deinem Schiffe besuchen und dir in meinem wunderbarsten Gewande den Tee kredenzen. Dann werden deine Freunde

sagen: „Wer ist diese höchst liebenswürdige Dame, Trach?“ Und du wirst voller Stolz antworten: „Das ist meine amerikanische Cousine, Mrs. Voring, eine nette Person; es freut mich, daß sie euch gefällt!“

Robinetta stellte Carnabys Benehmen so wunderbar herablassend dar, daß er wieder lachen mußte.

„Es sollte einer wagen, dich „Person“ zu nennen!“ rief er. „Der b. Lame es mit mir zu tun! . . . Ach, ich habe es so satt, ein Junge zu sein! Innerlich bin ich ganz erwachsen, aber alle sehen nur das Neuhäutchen und glauben, daß ich noch immer so bin, wie ich früher war.“

„Lieber, alter Middy, du bist jetzt schon alt genug, um mein Beschützer zu sein, und der sollst du werden. Wollen wir nun hineingehen? Ich möchte, daß du dabei wärest, wenn ich deine Großmutter frage, ob sie mir eine Bitte erfüllen will.“

„Sie wird es nicht tun, wenn es sich irgendwie vermeiden läßt“, lautete die bänke Antwort.

„Tante Trach“, begann Robinetta, als sie wenige Minuten später im Wohnzimmer angekommen waren, „in Stole Revel gibt es etwas, das ich sehr gerne haben möchte, falls Sie es mir schenken wollen.“

Mrs. de Tracy blickte feierlich von ihrem Strickstuhl auf. „Wenn es mir gehört, werde ich ohne Zweifel dazu bereit sein, denn ich bin überzeugt, daß Sie keine unbescheidene Bitte tun werden. Aber ich besitze hier nur wenig; fast alles ist Carnabys Eigentum.“

„Es gehörte meiner Mutter. Es ist ein Bild, das im Wohnzimmer hängt und das sie sehr liebte; es heißt Robinetta. Ihr Lebenslehrer kannte in London einen italienischen Künstler, der das Rembrandtsche Gemälde in der Nationalgalerie kopierte, und ich bin darnach genannt.“

„Ich wollte, Ihre Mutter wäre weniger romantisch gewesen“, erwiderte Mrs. de Tracy mit einem Seufzer. „Sie hätte doch einen unserer hübschen alten Familiennamen wählen können. Marcia oder Elsbeth, Rosamunde oder Winifred.“

„Es tut mir leid, Tante Trach. Wenn man mich um Rat gefragt hätte, wäre ich, glaube ich, Ihrer Meinung gewesen. Vielleicht hatten die Familienbande sich ein wenig gelockert, als meine Mutter nach Amerika ging.“

„Wenn das der Fall gewesen ist, so war es nur natürlich“, entgegnete die alte Dame. „Wer wie dem auch sei, wenn Sie Carnaby bitten und das Bild keinen großen Wert hat, glaube ich sicher, daß er es Ihnen sehr gerne geben wird, um so mehr, da es, wie Sie sagen, das Eigentum Ihrer Mutter war.“

„Selbstverständlich, Großmutter“, antwortete Carnaby. „Ich möchte nur, daß wir Cousine Robin einen echten Rembrandts anstatt einer Kopie schenken könnten!“

„Danke, lieber Carnaby, und auch Ihnen, Tante Trach, danke ich vielmals! Sie können sich nicht vorstellen, was es für mich bedeutet, dies Bild zu besitzen; mir ist so, als bilde es ein Bindeglied zwischen meiner Mutter Jugendzeit und mir.“ Bei diesen Worten blickte Robinetta einen zaghaften Blick auf Mrs. de Trachs graues Haar und verließ dann das Zimmer.

„Wenn ihr überaus freies Benehmen sich durch einen längeren Aufenthalt in England etwas mäßigen könnte, könnte meine Cousine vielleicht noch ganz angenehm werden, aber ich fürchte, es hat sich zu tief eingebürgert, als daß es sich noch ändern ließe.“ Und Mrs. de Tracy strich sich die Haare glatt, die etwa durch Robinettas Blick in Unordnung geraten waren.

Carnaby antwortete nicht. Er blickte in den Garten hinaus und küßte fitt halb Knabe, halb Mann, jedenfalls aber ein ganzer, wenn auch nicht sehr glücklicher Vetter.

*

„Ist es möglich, daß heute schon Donnerstag ist? Und Samstag muß ich schon wieder nach London fahren!“ sagte sich Savendar, während er seinen Morgenanzug beendete.